

Die Wissensgesellschaft und ihre Arbeiter

Replik auf den Artikel „Das Gerede von der Wissensgesellschaft“ in der FAZ vom 01. August 2012

Von Nikolaus Meyer

„Akademikerideologie“ zu diesem vernichtenden Urteil gelangt Caspar Hirschi bereits in der Einführung seines Artikels „Das Gerede von der Wissensgesellschaft“. Dabei, so führt er aus, handele es sich bei dieser Theorie um einen „Irrtum“. Sie unterscheide Gesellschaften nach dem Phänomen, „ob und wie sehr sie auf Wissen angewiesen sind“. Eine solche Wissensgesellschaft müsse stark auf formalisiertes lebenslanges Lernen als eine Art Zugangsvoraussetzung zu ihr setzen. Hirschi zitiert eine Nachhaltigkeitsstudie der Sarasin Bank, die offenbar von einmaligen „Investitionschancen“ für die Bereiche „Bildung und Kommunikationstechnik“ in der Wissensgesellschaft ausgeht.

Zur Ablösung von solchen fragwürdigen ökonomischen Zukunftsvisionen, scheint hier ein kurzer Exkurs zur Begrifflichkeit der Wissensgesellschaft von Nöten: einer Theorie dieser Gesellschaftsform geht die Annahme einer postindustriellen Gesellschaft voraus. Besonders der Soziologe Daniel Bell vertritt die Auffassung, dass „wir in einer postindustriellen Gesellschaft“ lebten. Dabei handele sich um einen „Interimszustand zwischen sich grundsätzlich unterscheidenden Gesellschaftstypen“. Einerseits bleibe zwar das Ziel der Industriegesellschaft von stetigem Wachstum erhalten, andererseits würden aber neue gesellschaftliche Qualitäten hervorgebracht. So werde „theoretisches Wissen oder wissenschaftlich legitimierte Erkenntnis, zum Motor gesellschaftlichen Wandels“, so Bell. Stehr ergänzt später, der postindustriellen Gesellschaft gehe es nicht mehr um die Verbindung von Mensch und Maschine zum Zweck der Güterproduktion, sondern um Wissen. Dies mache sich im Rückgang der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe und einer Zunahme von Tätigkeiten im tertiären Bereich bemerkbar. Hier schließen Häußermann et al. später an und verweisen auf die Rezeption dieser Idee in der BRD unter dem Stichwort „Dienstleistungsgesellschaft“.

Ähnlich argumentiert Bell auch, die Arten der Unternehmen und der Tätigkeiten veränderten sich. Vor allem kämen aber „intellektuelle Technologie“ auf, die auf Algorithmen, Variablen und Modellen basierten. Bells Annahme einer zentralen Stellung des theoretischen Wissens basieren dabei auf empirischen Daten. So belegt er, dass die finanziellen Aufwendungen für Forschung und Entwicklung in

den USA zwischen 1945 und 1965 um das 15-fache gestiegen seien, im Bildungssektor immerhin um das Doppelte. In der Folge lasse sich auch eine neue Klasse, die sogenannte „Kopfarbeiter“ feststellen. Die häufigsten Berufsgruppen seien darin die Akademiker und Techniker. Bei Peter F. Drucker handelt es sich bei Wissensarbeiter dagegen um Programmierer, Systemingenieure, Systemplaner und Informationsspezialisten. Aber auch Menschen aus dem „Gesundheitswesen, wie Krankenpfleger, Diätspezialisten, medizinisch-technische und Röntgenassistenten, Fürsorge- und Irrenanstaltspersonal, Physiotherapeuten usw.“ Bell wiederum trifft keinerlei Unterscheidung, da Dienstleistungen in der vorindustriellen Gesellschaft weitgehend häuslicher Art gewesen seien, wären sie in einer post-industriellen Gesellschaft überwiegend im Transportwesen, öffentlichen Einrichtungen und finanziellen Diensten. Eine nachindustrielle Gesellschaft benötige aber vor allem menschliche und akademische Dienstleistungen – „d.h. sie muss einerseits das Gesundheits,- Bildungs,- und Erholungswesen und andererseits Wissenschaft, Forschung und Entwicklung ausbauen“. Trotz einer fehlenden konkreten Definition, verweist Bell auf einen Aspekt der Gemeinsamkeit dieser neuen Klasse: „Im Mittelpunkt der neuen Beziehung steht die Begegnung oder Kommunikation und die Reaktion des Ich auf den Anderen und umgekehrt – vom Ärger des Reisenden am Flugkartenschalter bis zur wohlwollenden Antwort des Lehrers auf die Frage des Schülers“. Ähnlich schwierig zu fassen sind die „knowledge worker“ für Stehr. Der Versuch diese Gruppe genau zu fassen und zu definieren, scheint für ihn nahezu unmöglich, ohne eine Vielzahl von Tätigkeiten zu vermischen. So versucht er sie aus einem Zusammenhang von Wissen und Tätigkeit heraus zu definieren. In diesem Sinne versucht er alle herkömmlichen Berufsgruppen übergreifend jene Arbeit als Wissensarbeit zu identifizieren, für die Wissen nicht nur „eine anthropologische Größe“ im Kontext ihrer Arbeitstätigkeit darstellt, sondern deren Arbeitsprodukt eine Form von verändertem Wissen sei. Dabei, so Stehr, spiele Wissen in nahezu allen beruflichen Tätigkeiten eine Rolle. Wichtig sei aber, es „im Hinblick auf Wissensart und Wissensergebnis genauer zu differenzieren“. So gebe es theoretisches und praktisches Wissen, aber nur die Gruppe der mit theoretischem Wissen arbeitenden, wäre jene wachsende Gruppe von Arbeitskräfte. Gleichzeitig erkennt Stehr aber auch, dass selbst solche Berufe mit theoretischem Wissen, ohne praktisches Wissen nicht auskommen. Aus diesem Grund ist für ihn die gemeinte Berufsgruppe jene, die Wissen über Wissen versucht zu erlangen, zu ma-

nipulieren, zu organisieren und zu vermitteln. Daraus formuliert er die Kategorie der wissensbasierenden Berufe und meint hier Experten, Berater sowie Ratgeber. Wie aus dieser sehr rudimentären Zusammenfassung der Theorien zu den Gebieten Wissensgesellschaft und Wissensarbeiter deutlich wird, liegt bis dato noch keine umfassende allgemein anerkannte Theorie der Wissensgesellschaft vor, die einer Art Konstruktionszeichnung entspricht. So werden Wissensgesellschaft und Informationsgesellschaft teils synonym teils als Spezifizierungen der jeweils anderen Theorie gefasst. Allen Modellen, von Peter F. Drucker und Daniel Bell über Manuel Castells und Fritz Machlup bis zu Nico Stehr, liegt jedoch die Annahme zugrunde, dass das Wachstum der Wirtschaft zunehmend von Innovation und technischer Entwicklung geprägt sei, die wiederum auf Wissen beruhe. Allerdings befinde sich die derzeitige Gesellschaft nach wie vor in der Transformation hin zu einer Wissensgesellschaft.

Dem stehen nun die Annahmen Hirschis entgegen. So schreibt er: nehme man den Begriff der Wissensgesellschaft als kategoriale Unterscheidung ernst, so müsse man als ihr Gegenteil die Ignoranzgesellschaft annehmen. Ein Fallbeil der Forscher also für alle nicht Gebildeten – ergo Unwissenden. „Viele“ der Forscher, so Hirschi, hätten dies auch so gemeint. Dann muss es doch aber sehr überraschen, dass die gezeigten Theorien solche Schwierigkeiten bei der Definition dieser Gruppe von Wissensarbeitern haben. Diese resultieren aber einerseits aus der Fragilität von Wissen und andererseits, vor allem aus der unterschiedlichen Sicht auf Berufe. Die Industriegesellschaft kennt noch besondere Berufe im Sinne der Professionen. Die Wissensgesellschaft verfügt über eine andere Struktur der Arbeit, wodurch je nach Theorie zahlreiche Berufe Wissensberufe sein können.

Gleichzeitig greift der Vorwurf Hirschis, Wissen besitze keine „historische Trennschärfe“, ins Leere. Ebenso wenig wie in der Industriegesellschaft alles aus Industrie oder in der Dienstleistungsgesellschaft alles aus Dienstleistungen bestand, besteht in der Wissensgesellschaft alles aus Wissen. Es markiert doch lediglich die veränderte Bedeutung eines Gutes innerhalb einer Gesellschaft sowie dessen Bedeutungszuschreibung.

Die Kritik an Stehr, der auf die Durchdringung der Gesellschaft mit wissenschaftlichem Wissen verweist, ist schwer nachvollziehbar. Hier handelt es sich um eine Theorie und vermutlich weniger um die „Ideologie der herrschenden Klasse“. So würden Hochschulen von einem solchen Muster profitieren, da sie ja eine Art

„Schlüsselwächter“ wären. Gleichzeitig gefährde man so das in Deutschland starke duale Berufsausbildungssystem. Die Annahme Stehrs, wie auch anderer, basiert aber auf der begrifflichen Unterscheidung von Wissen. Dabei ist keineswegs, wie im Artikel dargestellt, geklärt, welche Formen von Wissen nun Wissensarbeit auszeichnen. Davenport hält den Bereich des Kundenservice für möglich, während Wilke Wissensarbeit bei Journalisten ebenso wie bei Vermögensverwaltern identifiziert.

Darüber hinaus scheint Caspar Hirschi Schwierigkeiten mit der Interdependenz von Wissen und Nicht-Wissen zu haben. Das dialektische Verhältnis dieser beiden Komponenten führt erst zu der sich immer stärker beschleunigenden Entwicklung hin zu einer Wissensgesellschaft, in der erst noch abschließend der Begriff Wissen definiert werden muss. Es geht gerade um steigendes, transientes Wissen, das in dieser Gesellschaft verfügbar ist. Das schneller als jemals zuvor und vor allem, in einer Masse vorhanden ist, das der Bedarf an Experten, Beratern und Ratgebern (Stehr 1994) beständig weitersteigt. Der Bedarf an dieser sehr unspezifischen Gruppe steigt aber beständig, um erfolgreiche Wege aus dem Amalgam von Wissen und Nicht-Wissen zu finden. Dabei ist die Beschreibung der Schwierigkeiten in einer Wissensgesellschaft durchaus treffend. Ebenso wie es derzeit treffend wäre, in einer kapitalistischen Gesellschaft von Problemen im Kapitalmarkt auszugehen. Lediglich der Schluss den Hirschi zieht und vor allem die unnötige Polemik scheinen fragwürdig, bleibt der Autor doch jede gesellschaftstheoretische Erklärung schuldig.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Caspar Hirschi sicher recht hat: die Theorie der Wissensgesellschaft und ihrer Arbeiter ist schwierig und bis jetzt nicht empirisch belegt. Und trotzdem sind sowohl die Theoriebildung, und hier gerade der von Hirschi heftig kritisierte Stehr, Wegbereiter zur Klärung von gesellschaftstheoretischen Phänomenen, die sich in einer steigenden Zahl von Hochschulabsolventen und einem immer stärker wachsenden Bedarf an Fachkräften empirisch nachweisen lassen.

Dipl.-Päd. Nikolaus Meyer promoviert am Institut für Sozialpädagogik & Erwachsenenbildung des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main und ist Stipendiat der FAZIT-Stiftung.